

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 47

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir sind Freunde, Herr Polizeikommissar!

Vor dem Polizeikommissar erschienen zwei nicht mehr ganz junge Männer, die einander grünten, betrachteten. Der eine vor ihnen hat ein blaues Auge und der andere blutet aus der Nase. Der Polizeikommissar schaut sie streng an und fragt: «Warum seid ihr handgemein geworden?»

Derjenige mit dem blauen Auge spricht zuerst. «Sehen Sie, Herr Kommissar, wir sind Freunde, die besten Freunde. Wir waren noch nicht einen Meter gross, als wir uns schon kannten».

«Das sieht man», brummt der Kommissar. Aber der Mann kümmert sich nicht um die Unterbrechung und fährt weiter: «Wir waren unzertrennlich: wir waren miteinander im Kindergarten und zusammen in der Schule. Dann wurden wir gross. Es kam die Zeit, wo wir miteinander von der Liebe zu sprechen begannen. Wir hielten uns bereits für Männer, als wir eine Frau begegneten, welche uns beiden als Ideal erschien. Ausser ihr gab es keine Frau, die zählte. Alle Schönheit sahen wir in ihr verkörpert. Jeder von uns wollte sie für sich. Diese Liebe zu der gleichen Frau brachte uns auseinander. Wir mussten jedoch beide mit einer langen Nase abziehen, denn sie war eine Tänzerin und wir kaum grossjährig. Sie gab sich deshalb überhaupt nicht ernstlich mit uns ab. Aber jeder von uns machte den andern für seinen Misserfolg bei der schönen Tänzerin verantwortlich und trug ihm dies nach Jahre vergingen; das Leben trennte uns ab. Aber wir sind nun! Aber wir sind Freunde, das können wir beschwören. Es ist weiter nichts dabei. Können wir nun gehen, Herr Polizeikommissar?»

Wir erin-
nerten uns
Vorgangenen.
Auch an
sien-
haben wir
gedacht
und in
der
Erinnerung
wurde sie
wieder
lebendig.
Der Gedanke
an sie
überschattete
einen Augen-
blick lang
die Freude
unseres
Wiedersiehens.
Aber wir
bes-
sen die
Vergangenheit
ruhen.
Aber plötzlich
fielen unsere
Blicke auf
eine Frau,
die auf
der Strasse,
wo wir
mitten-
ander
promenierten,
daher-
kam. «Sie ist es»,
sagte mein
Freund. «Wer?»
«Die Frau
unserer
Jünglingsjahre».
«Jene
dort?»
Ja. Es war
sie. Sie und
keine andere!
Aber wie
hässlich
sie war!
All, verschl-
mpft und
vor der Zeit
verblüht. Es
gibt viele
Frauen, die
auch in
späteren
Jahren
einige
Züge
ihrer
früheren
Schönheit
be-
wahren.
Man kann
noch sehen,
dass sie in
ihrer
Jugend
schön
waren.
Aber bei
ihnen —
der Armen
— war
auch
nicht mehr
die geringste
Spur
ihrer
einmal
blendenden
Er-
scheinung
wahrzunehmen!
Da
schauten
wir
beide
uns
ins
Gesicht.
«Wir
waren
wirklich
ver-
rückt»,
sagte
da
mein
Freund.
«Dumm
waren
wir,
wollt
du
sagen!»
Aber
der
erste,
der
sich
verliebt,
warst
du!
«Mit
Eifersuchtig-
werden
jedoch
findest
du
an.»
Und
wegen
einer
so
hässlichen
Frau
verfeindeten
wir
uns!
«Sie
wissen
ja,
Herr
Polizei-
kommissar,
wie
es
geht.
Ein
Wort
Tänzerin
und
wir
kaum
gross-
jährig.
Sie
gab
sich
deshalb
überhaupt
nicht
ernstlich
mit
uns
ab.
Aber
jeder
von
uns
machte
den
andern
für
seinen
Misserfolg
bei
der
schönen
Tänzerin
verantwortlich
und
trug
ihm
dies
nach
Jahre
ver-
gingen;
das
Leben
trennte
uns
ab.
Aber
wir
sind
nun!
Aber
wir
sind
Freunde,
das
können
wir
beschwören.
Es
ist
weiter
nichts
dabei.
Können
wir
nun
gehen,
Herr
Polizei-
kommissar?»

«Sie wissen ja, Herr Polizeikommissar, wie es geht. Ein Wort Tänzerin und wir kaum grossjährig. Sie gab sich deshalb überhaupt nicht ernstlich mit uns ab. Aber jeder von uns machte den andern für seinen Misserfolg bei der schönen Tänzerin verantwortlich und trug ihm dies nach Jahre vergingen; das Leben trennte uns ab. Aber wir sind nun! Aber wir sind Freunde, das können wir beschwören. Es ist weiter nichts dabei. Können wir nun gehen, Herr Polizeikommissar?»

«Sie wissen ja, Herr Polizeikommissar, wie es geht. Ein Wort Tänzerin und wir kaum grossjährig. Sie gab sich deshalb überhaupt nicht ernstlich mit uns ab. Aber jeder von uns machte den andern für seinen Misserfolg bei der schönen Tänzerin verantwortlich und trug ihm dies nach Jahre vergingen; das Leben trennte uns ab. Aber wir sind nun! Aber wir sind Freunde, das können wir beschwören. Es ist weiter nichts dabei. Können wir nun gehen, Herr Polizeikommissar?»



Voller Erwerb-
drängen sich die Kinder
um die Konservatorm.
Welch freude hat
lebt hier auf!
Erinnerungen an
Lektüre von Karl Her-
und andere erhalte
hier eine lebendige
Illustration

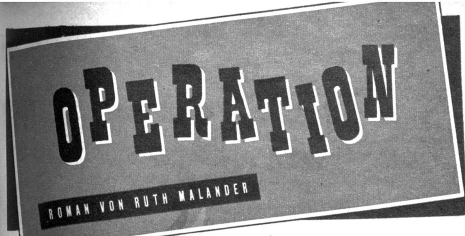
Melodie und Rhythmus
nehmen konkreter Form
in der Phantasie der
Kinder an. Tanzende
Urvölker und moderne
Urvölkermusik kehrt vor
ihnen auf. Ein Schüler
darf eine Melodie
ausprobieren

Die Führer erzählen
von Abenteuer und
Geistesreligionen. Das
Nagelbrett aus Löss
soll besonders ausser-
ordentlich kräftig sein.
Jeder von uns wollte
sie für sich. Diese Liebe
zu der gleichen Frau
brachte uns auseinander.
Wir mussten jedoch
beide mit einer langen
Nase abziehen, denn
sie war eine Tänzerin
und wir kaum gross-
jährig. Sie gab sich
deshalb überhaupt
nicht ernstlich mit
uns ab. Aber jeder
von uns machte den
andern für seinen
Misserfolg bei der
schönen Tänzerin
verantwortlich und
trug ihm dies nach
Jahre vergingen;
das Leben trennte
uns ab. Aber wir
sind nun! Aber wir
sind Freunde, das
können wir beschwören.
Es ist weiter nichts
dabei. Können wir
nun gehen, Herr
Polizeikommissar?»

Schulkinder in der Sammlung Völkerkunde

Für Schulkinder bedeutet es immer ein besonderes Erlebnis, ein Museum besuchen zu dürfen, um so mehr, wenn sie nicht einfach die schönen, wertvollen und interessanten Sachen hinter starken Glastüren und Vitrinen betrachten müssen, sondern ein verständnisvoller Lehrer und eine bereitwillige Konservatorin die Glastüren und Vitrinen öffnen, damit die Kinder all die seltsamen Sachen aus der fremden, fernen Welt in die Hände nehmen und sogar mit und auf ihnen spielen dürfen.

Von einer solchen lehrreichen und unterhaltenden Studienreise einer Primarklasse erzählt unser Bildbericht.



Portierfrage

«Schwester Rosmarie ist vor wenigen Minuten weggegangen, Herr Doktor, und Doktor Richard dürfte ebenfalls ausgegangen sein, wenn ich mich nicht täusche. Einen Moment, Herr Doktor.» Er ging zum Telefon, stöpselte daran herum und sandte einige Klingelzeichen durch das Haus.

«Wie so spät noch?» murrte Dr. Bütikofer. Er musste sich einen Moment an das Geländer lehnen und trocknete die feinen Schweißstropfen ab, die sich auf seiner Stirn angesammelt hatten. Sein Blick fiel auf eine Blumenvase, die mit Rosen gefüllt auf dem kleinem Tischchen in der Portierloge stand.

«Das sind wohl Rosen aus dem Garten?» fragte er Blaser.

Blaser hielt den Hörer aus Ohr gepresst und wartete. «Jawohl, Herr

Doktor», entgegnete er. Schwester Rosmarie hat sie mir kürzlich hereingebracht. Sie machen sich gut hier — es gibt so viele dieses Jahr —» Dann legte er den Hörer nieder.

«Doktor Richard ist nicht im Hause», meldete er und kam vom Telefon zurück. Sein Chef tat ihm heute leid. Er sah so krank und erschöpft aus und schien sich mit irgendeiner grossen Sorge anzuzusetzen.

«Ah — nicht im Hause», wiederholte Dr. Bütikofer. «So? Gut, Danke, Blaser! Das heisst — wissen Sie vielleicht, wo mein Freund ist — Kriminalkommissar Keller?»

«Nein, Herr Doktor, leider nicht. Ich habe ihn seit heute nachmittag nicht mehr gesehen.»

Es wollte nicht klappen. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben.

Er war so müde, aber er wusste, dass er jetzt noch weniger würde schlafen können als zuvor.

«Dann ist wohl Doktor Baumann anwesend?» fiel ihm ein. «Nein, rufen Sie ihn nicht», sagte er zu Blaser, der sich schon zum Telefon wendete. «Ich kann ebensogut zu ihm hinauf gehen.»

Es war immerhin jetzt schon halb zehn. Wenn Dr. Baumann schon schlief, wollte er ihn auf keinen Fall wecken.

Was hatte sein Freund Keller schon von Dr. Baumann gesagt? «Schau dir doch Dr. Baumann an. Ich möchte wetten, er hat in der vergangenen Nacht kein Auge zugemacht.» Aber schliesslich — jeder Mensch hatte seine Sorgen, seine schlaflosen Nächte. Ein Spruch fiel ihm ein: «Wer nie sein Brot mit Tränen ass, wer nie die kummervollen Nächte —» So sagte Goethe, der Dichter, und deckte damit allen, die verstehen konnten, in kurzen, tiefen Worten den Sinn allen menschlichen Leidens auf.

Dr. Baumann konnte allerlei Sorgen haben. Ihn, den Chef, gingen sie nichts an, solange sie nicht das Krankenhaus betrafen, und er hatte sich auch niemals um das Privatleben seiner Schwwestern und Aerzte gekümmert. Aber jetzt, während er fast zitternd vor Müdigkeit im Lift nach oben fuhr, hätte er viel darum gegeben, wenn er gewusst hätte, wie die Sorgen von Dr. Baumann aussahen, wo Schwester Rosmarie steckte und Dr. Richard sich aufhielt.

Das oberste Stockwerk lag tief im Dunkeln, und er musste sich zum Lichtschalter tasten. Ganz leise klopfte er an Dr. Baumanns Tür.

Die beiden Aerzte blickten einander einen Augenblick überrascht und schweigend an, und es fragte sich, welcher von beiden verstärkter und blässer aussah. Dann trat Dr. Baumann zurück und bat seinen Chef durch eine stumme Bewegung, einzutreten.

«Sie müssen wirklich entschuldigen», murmelte Dr. Bütikofer mit heiserer Stimme, «ich störe Sie nicht gern so spät. Aber diese Sache mit der Patientin — es lässt mir wirklich keine Ruhe. Würden Sie nur erlauben, Ihnen einige Fragen zu stellen, Doktor Baumann?»

Dr. Baumann hatte die rettende Eingebung, nun doch den Aschenbecher aufzuheben. So konnte der Chef sein Gesicht nicht sehen, das noch um einen Schein blässer geworden war.

«Natürlich, Herr Doktor», sagte er. «Bitte, setzen Sie sich doch. Ich stehe Ihnen sehr gerne zur Verfügung.»

Er schob ihm den Polsterstuhl hin und liess sich selbst in einen der Stühle fallen.

«Da ist nämlich etwas», sagte Dr. Bütikofer, während er sich setzte, «das mir wirklich Kopfzerbrechen machte. Das ist die Frage, warum Sie — warum Doktor Richard —» Er stockte

NEUES WISSEN

Schon der Anblick eines erwachsenen Gorillas genügt vollumfänglich, um auch das Herz eines tapferen Mannes erzittern zu machen. Erreicht doch ein solcher Riese ein Gewicht von sechshundert bis zu zweieinhundert Metern und ein Gewicht von sechshundert bis zu zweieinhundert Kilogramm. Dabei ist sein Körper nichts als ein einziges Bündel von gewaltigen Muskeln und Sehnen. Forschungsreisende, die in früheren Jahren auf ihn jagten, konnten erleben, dass ein wütender Gorilla den Lauf eines Gewehres zerbrach, als dieser Tiere, dass ihnen selbst der blutigste Leopard scheu aus dem Wege geht. Er würde im Kampf mit einem Gorilla unfehlbar den Kürzeren ziehen.

Witzern ist bekannt, dass vor einer Aenderung des Wetters in den Weinfässern kleine Luftbläschen hochsteigen, die ein schwaches, aber gut vernehmbar Sausen hervorbringen. Der Wein ist nämlich ein Wetterprophet, und manche Forscher vertreten die Ansicht, dass diese merkwürdige Eigenschaft auf atmosphärische Elektrizität zurückzuführen ist.

und sah sich mit flüchtiger Verwunderung im Zimmer um. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sich der Raum in bemerkenswerter Unordnung befand.

«Ja, also — aber sagen Sie, Doktor, fehlt Ihnen vielleicht etwas? Es scheint mir, Sie sehen sehr schlecht aus.»

Dr. Baumann beeilte sich, dieser Frage die Spitze abzubrechen.

«Aber nein, Herr Doktor, gar nichts. Ich bin ganz — es geht mir ganz gut.» Er klammerte sich mit einer Hand an seinen Stuhl fest. Nur jetzt die Fassung nicht verlieren.

Aber Dr. Bütikofer schien seine Frage auch schon wieder vergessen zu haben. Es beschäftigte ihn die andere, grössere Frage.

«Ich hatte doch ausdrücklich verfügt», fuhr er fort, «dass solche leichten Fälle wie eine Appendicitis den Herren Assistenten zugewiesen werden, also Doktor Huber oder Ihnen, Herr Doktor. Können Sie mir sagen, warum Dr. Richard diese Sache selbst übernommen hat?»

Dr. Baumann sah starr zum Fenster hinüber.

«Ich weiss leider gar nichts darüber», sagte er.

«Aber fuhr der Chefarzt fort, «ich hörte, dass Sie die Kranke mehrmals aufsuchten.»

«Ich hatte aber gar nichts mit dem Fall zu tun», fuhr Dr. Baumann fast heftig auf. Es tat gut, das kühle glatte Holz zwischen den Fingern zu spüren. Auf Beherrschung kam alles an. Deshalb suchte er sich zu beruhigen.

«Dr. Richard machte mich auf die bewundernswerte gute Konstitution von M — von dem jungen Mädchen aufmerksam. Trotz der Operation und trotz der eiternden Entzündung zeigte sich kein Fieber. Ich ging daher ein paar Mal zu der Kranken und sah mir die Fiebertabelle an.»

«Aber Sie stellten keine Untersuchung an?»

«Nein, Herr Doktor. Das war alles, was ich tat.»

Es entstand ein kleines, peinliches Schweigen zwischen den beiden Ärzten. Dr. Bütikofer hatte sich erschöpft in den Polstersessel zurückgelehnt, während Dr. Baumann fortfuhr, seine Hände am Stuhlrand anzuklammern.

«Das war alles», wiederholte der Chef müde. «Und Sie können mir sonst gar keine Aufklärung geben? Ich habe nämlich — es gibt da noch andere Unklarheiten.» Beinahe hätte er gesagt: Unordnung. Aber angesichts der Unordnung im Zimmer fürchtete er, dass Dr. Baumann das Wort auf sich beziehen könnte. Er wollte ihn nicht kränken. Dr. Baumann hatte bis jetzt tadellos gearbeitet.

«Ich kann Ihnen leider gar nichts sagen», entgegnete Dr. Baumann.

Er konnte wirklich nichts sagen. Sein Mund war verschlossen und versiegelt und hatte zu schweigen.

*

An diesem Abend sass Schwester Rosmarie ganz allein in ihrem kleinen Zimmerchen, das ebenfalls im obersten Stockwerk lag. Aber sein Fenster ging nicht nach Westen, wie die der Assistenten, sondern nach Osten, und man konnte von dort direkt auf die herrlichen Rosen vor dem Spital hinuntersehen. An einem andern Abend wäre Schwester Rosmarie ein wenig am Fenster gesessen, um auszuruhen, und sie hätte, ein Strickzeug in der Hand, ins schwindende Sonnenlicht geblickt und den Abend verdämmern lassen. Heute stand ihr Sinn nicht darnach. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet. Sie ging rastlos in dem kleinen Zimmerchen hin und her, vom Tischchen zum Schrank, von dort zum Waschtisch und von dort zu dem kleinen Büchergestell in der Ecke, und sie suchte sich zu beschäftigen. Auf dem Tisch lag ein angefangener Brief an ihre Mutter. Sie ging dahin zurück, setzte sich davor und stützte müde den Kopf in die Hand.

«Liebe Mutter», stand da, «Du wirst mir sicher böse sein, dass ich Dir so lange nicht schrieb. Aber ich hoffe, Du verstehst es, wenn ich Dir sage, dass wir immer so viel zu tun haben und ich abends zu müde bin, um noch zu schreiben. Seit dem Umzug denke ich viel an daheim, denn ich sehe in den Garten hinunter, wo es viele Rosen gibt, wie bei uns. Es ist ja auch hier nicht mein Garten, aber ich habe Freude an den schönen Blumen.

Liebe Mutter — —»

Hier stieg das Bild ihrer Mutter so schmerzhaft deutlich vor ihr auf, dass sie nicht weiterfahren konnte. Mutter, dachte sie, Mutter, und legte den Kopf vollends auf ihre Arme nieder. Was konnte sie ihr noch schreiben! Nicht ein Zehntel von dem, was sie bewegte, nicht einen Bruchteil von ihrem wirklichen Leben.

Sie sah ein kleines Mädchen mit dem Einkaufsnetz zum Bäcker gehen. Das war sie, die kleine Rosmarie. Ihre Mutter stand zu Hause den ganzen Tag über ein Plättchen gebeugt und plätete Wäsche für andere Leute. Der Vater war bei der Arbeit in einer Fabrik. Aber sie hatten eine saubere kleine Wohnung ganz zuoberst unter dem Dach eines Hauses, das mitten in einem blühenden Garten lag. Wenn die Hausbesitzerin es erlaubte, durfte sie, die kleine Rosmarie, manchmal darin spielen.

Sie sah ein Mädchen mit langen Beinen und schlendernden Bewegungen in der kleinen Wohnung umhergehen und abends, den Kopf in die Hände gebettet, in den Garten hinunterstarren und

träumen. Tausend Schönheiten, Geheimnisse und Wunder des Lebens umgaben die dürtige, enge Wohnung. Das war Rosmarie, die vierzehnjährige.

Sie sah ein übermüdetes, junges Ding in der gestreiften Tracht der Lehrschwestern in der Pflegerinnenschule.

Dann eine junge Schwester, die eben die Prüfung bestanden hatte und langsam den Weg zum alten Spital Breitbach hinaufwanderte, wo sie eine Stelle erhalten hatte.

Sie sah einen Arzt. Er hatte ein markantes Gesicht, seltsame, schweigende Augen, eine hohe Stirn und einen mächtigen Hinterkopf. Dr. Richard.

Glück — und dann langsames Erwachen.

Sie sah die letzten zwei Jahre, ihre Qualen, ihre Aengste und Demütigungen und die Gewissheit, dass er sie langsam einfach zu vergessen begann. Sie sah ihren heutigen furchtbaren Gang in die «Krone», und dann tauchte ganz deutlich das Gesicht jenes Kommissars vor ihr auf, wie er dort in der Stube gestanden und auf den Spruch an der Wand gezeigt hatte. In seinen Augen lag ein gütiger Ausdruck, und es war ihr, als zeigte er direkt in ihr Herz.

Er meinte es gut, dachte sie, er meinte es wirklich gut. Oder — grübelte sie — kann man Güte am Ende auch vortäuschen? War es nur eine Falle, die er mir stellte? Sie erinnerte sich daran, dass sie beinahe, beinahe gesprochen hätte.

Eine Fliege setzte sich auf ihren Brief, gerade auf das Wort «Mutter». Sie scheuchte sie fort, sah auf ihre Uhr und erhob sich erschrocken. Fast halb zehn. Höchste Zeit, dass sie ihren Weg unter die Füsse nahm.

Eilig entnahm sie ihrem Schrank einen dunkelblauen Mantel, öffnete die Waschtischschublade, in der sie zuoberst ein dunkles Tuch fand, wusch sich die Hände und kämmte ihr Haar zurück. Dann spritzte sie über ihre

S P A T H E R B S T

Der Tag wird kurz, die Nächte lang —
Des Jahres letztes Lied verklang —
Der Sonne Glut im fahlen Laub
Verbräunt des Frostes bunten Raub.

Die grosse Ruhe der Natur
Greift nebelbleich in Wald und Fluß —
Und wie ein Tag im Abendrot
Verglüht der Herbst im leisen Tod.

C. OESCH

Tracht einige Tropfen Kölnischwasser, das einen feinen Duft verbreitete, ergriff die Tasche und warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel. Aus einem hübschen, ovalen Gesicht blickten zwei dunkle Augen. Sah man von nahe hin, so konnte man auf ihrer Stirn und in den Augenwinkeln feine Fältchen entdecken, auch lief eine sichtbare grössere Falte in kleinen Bogen von der Nasenwurzel bis zum Kinn hinunter.

An der Türe blieb sie lauschend stehen. Draussen schien alles still zu sein. Sie löschte das Licht, öffnete vorsichtig die Türe und ging mit unhörbaren

Schritten über den Korridor bis zur Treppe. Aus dem Dunkel hinter ihr löste sich eine grosse Gestalt und folgte ihr unbemerkt.

An der Treppe blieb sie lauschend stehen, dann huschte sie so eilig hinunter, dass Keller Mühe hatte, ihr zu folgen.

«Blaser!» flüsterte sie an der Portierloge. Der Portier kam sofort heraus und öffnete ihr schweigend die Tür. Draussen verschluckte der laue, dunkle Abend sogleich ihre Gestalt.

Keller wartete einige Minuten, dann ging er mit lauten Schritten den letzten Treppenabsatz hinunter.

«Muss noch schnell zur «Post», sagte er zum Portier und liess sich die Türe öffnen. Wiederum drehte Blaser schweigend den Schlüssel, aber er sah mit gespanntem Ausdruck in das Gesicht des Kommissars.

«Ein schöner Abend», sagte dieser, als er auf der Schwelle stand. «Schön, aber immer noch heiss.»

«Ja, ja, wirklich», entgegnete der Portier. «Hoffentlich gibt es nicht wieder Gewitter diese Nacht. Möglich wär's.»

Keller ging gemächlich, bis die Türe hinter ihm geschlossen war. Wie er erwartet hatte, konnte er die weisse Haube der Schwester in der Dunkelheit noch erkennen, aber der helle Punkt schimmerte schon aus einer ziemlichen Entfernung zu ihm zurück. Als die Türe ins Schloss fiel, begann er in höchster Eile dem weissen Punkt nachzustreben. In der rechten Seitentasche seines Rockes lag ein kleines Papierkügelchen:

«Muss Dich unbedingt sprechen. Komme morgen um zehn Uhr.»

Schwester Rosmaries Schrift. Er warf einen eiligen Blick auf das leuchtende Zifferblatt seiner Armbanduhr. Viertel vor zehn. Eben erreichte sie die Strassenkreuzung und bog in die Strasse ein, die zum Dorf führte. Keller folgte.

Plötzlich verschwand der weisse Punkt. Erschrocken verdoppelte er seine Schritte und näherte sich der dunklen Gestalt bis auf wenige Meter.

Aha, sie hat ein Tuch über die Haube gelegt, dachte er. Sie will also nicht als Schwester erkannt werden. Der feine Duft eines guten Kölnischwassers stieg ihm in die Nase.

Den Weg geht sie nicht zum erstenmal, dachte Keller. Blaser musste Bescheid wissen. Ihm war es wahrscheinlich keineswegs ungewohnt, für Schwester Rosmarie so spät zu öffnen.

Die Strasse kam ihm nun schon mehr als bekannt vor. Gestern nacht hatte ihn der Chauffeur im strömenden Regen hergefahren, und heute war er in Staub und Hitze zweimal den Weg gegangen. Er erkannte die wenigen Bäume, unter denen er vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz gesucht hatte. Sie mussten das Dorf bald erreicht haben.

Aber Schwester Rosmarie stand zuvor noch einmal still und er hatte sich eiligst hinter einen Baum zu drücken. Mitten unter einer der Lampen, die ein spärliches Licht auf ein Stück der staubigen Strasse warfen, nestelte sie lange in ihrer Tasche herum, um schliesslich, nachdem sie nochmals einen Blick ringsum geworfen hatte, ein kleines Spiegelchen aus der Tasche zu ziehen und einen Hauch von Rouge auf ihre Lippen zu legen.

(Fortsetzung folgt)

PHOTO P. BALLOUX

